

Dr. Martin Voss

Südostasienkunde Universität Passau

Katastrophenforschungsstelle Kiel

Katastrophennetzwerk „KatNet“ (<http://www.katastrophennetz.de>)

Katastrophenbewältigung in Zeiten des globalen Klimawandels

*Vortrag im Rahmen der Konferenz „Dem Klimawandel gemeinsam begegnen. Eine lokale und globale Herausforderung im Rahmen der Vereinten Nationen“
(11.10.2007, München)*

Anschrift:

Dr. Martin Voss

Innstraße 43

94032 Passau

Tel.: 0851 509 2948

Fax: 0851 509 2742

Mail: martin.voss@uni-passau.de

Homepage: www.martinvoss.de; www.katastrophennetz.de

Manuskript darf ohne Genehmigung des Autors nicht weiter verwendet werden!

Martin Voss

Katastrophenbewältigung in Zeiten des globalen Klimawandels

Einleitung

Katastrophenbewältigung in Zeiten des globalen Klimawandels, so lautet der Titel meines Vortrages. Das ist ein weites Feld, das ich gleich einleitend ein wenig konkretisieren will.

Ich hoffe und glaube zugleich, dass der Klimawandel geeignet ist, eine grundsätzliche Richtungsänderung im Denken von Katastrophenprävention und -bewältigung wenn nicht erst einzuleiten, so doch ihr den nötigen Antrieb zu verleihen. Der Klimawandel birgt somit m.E. nicht *nur* Risiken, sondern eine vielleicht ebenso große *Chance*, die Chance nämlich, dass er uns dazu veranlasst, uns nun den weitgehend – zumindest in ihren Auswirkungen – vom Menschen verursachten katastrophalen Prozessen stellen. Dieser Verantwortung haben wir uns lange Zeit entzogen, indem wir die Ursachen anderswo suchten. Der Klimawandel könnte hier den notwendigen Impuls geben.

Ich sehe in Katastrophen und Risiken wie dem Klimawandel besonders drastische Symbole für eine schlechte Organisation des Weltganzen.¹ Der Klimawandel führt uns diese Defizite im Organisatorischen, also in der Art und Weise, wie wir unsere Welt gestalten, vor Augen. Er zeigt uns, dass es nicht – oder zumindest nicht mehr – „die Natur“ ist, die über den „hilflosen“ Menschen hereinbricht, noch sind es andere übermächtige Kräfte. Es mangelt uns nicht an Technologie oder an finanziellen Mitteln, noch am notwendigen Wissen. Die Ressourcen liegen seit langem in Menschenhand, die schlimmsten Katastrophen in ihren Ausmaßen auf einen Bruchteil ihrer Zerstörungskraft zu reduzieren, in vielen Fällen, wie eben auch beim Klimawandel, geht die Gefahr sogar in hohem Maße oder gar gänzlich auf menschliche Handlungen zurück. Warum es uns dennoch nicht gelingt, den Trend zu immer mehr und immer heftigeren Katastrophen umzukehren, ist spätestens heute – und dies verdeutlicht gerade der Klimawandel – in allererster Linie eine moralisch-ethische Frage und eine Frage des politischen Willens.

Dieser Tatsache müssen wir uns stellen und daraus Konsequenzen ziehen. Meines Erachtens lässt sich – allem Zeitdruck zum Trotz! – dem globalen Klimawandel nur dann begegnen, wenn wir den Diskurs, den Meinungsaustausch mit anderen Kulturen und anderen Perspektiven *fair*, d.h. für mich als Soziologen: *legitim* gestalten. Die Antwort liegt also *nicht* darin, unter höchstem Zeitdruck andere von der Richtigkeit einer Position (etwa der des Intergovernmental Panel on Climate Change, IPCC) *zu überzeugen*, sondern darin, mit ihnen in einen offenen, vorurteilsfreien Austausch der besten Argumente zu treten – das ist meine Vorstellung von Politik im eigentlichen Sinne. Das klingt zunächst ganz fern und ist es doch nicht, vielmehr liegt hierin der Schlüssel für eine nachhaltige Umweltgestaltung. Nur wenn *jeder Einzelne Mensch wie jeder einzelne Politiker* seine eigene Verantwortung für die menschliche Umwelt insgesamt sieht und zugleich auch die Möglichkeit, an der Gestaltung dieser Umwelt aktiv mitzuwirken, lassen sich Katastrophen, lassen sich aber auch der globale Klimawandel in seiner schlimmsten befürchteten Ausprägung verhindern oder zumindest doch seine Auswirkungen drastisch reduzieren. Diese Verantwortung lässt sich nur dann erreichen, wenn jeder Mensch – gleich in welcher Kulturregion –

¹ Vgl. dazu Martin Voss : Symbolische Formen. Grundlagen und Elemente einer Soziologie der Katastrophe. Transcript-Verlag 2006.

das Gefühl gewinnt, dass er nicht nur etwas leisten muss, dass er nicht nur Arbeitskraft oder Weisungsempfänger ist, sondern dass seine Meinung auch etwas zählt. Zu lange haben wir zu viele Stimmen ignoriert, haben wir unsere Augen vor dem Leid anderer verschlossen. Wenn wir diese Stimmen jetzt dafür gewinnen wollen, mit uns gemeinsam einer offenbar *globalen* Herausforderung zu begegnen, so ist hier anzusetzen, auch wenn dies für den Realpolitiker praxisfern und angesichts der offensichtlichen Dramatik der Gefahr geradezu abwegig erscheinen mag. Das Gegenteil ist der Fall: Es ist die einzige *reale* Chance. Ich werde die weitere Zeit nutzen, die Realitätsnähe dieses Argumentes aufzuzeigen.

Die Öffnung von Gestaltungsräumen durch die Relativierung von Wissensformen im Zuge der Globalisierung geht einher mit einer grundlegenden Verunsicherung

Der Klimawandel öffnet den Blick für die Komplexität, mit der wir es in dieser vernetzten Welt und der damit verbundenen Begegnung verschiedener Kulturen mehr und mehr zu tun bekommen. Die Probleme und deren Bewältigungsstrategien lassen sich nicht oder eben zumindest *nicht mehr* einfach gemäß den Regeln der Naturwissenschaften, auch nicht durch Ableitung aus einem philosophischen Grundsatz oder einer religiösen Doktrin von oben herab bestimmen. In der Diskussion um den Klimawandel relativiert sich die *Dominanz* des naturwissenschaftlich-technischen Denkens, einerseits, weil die Unsicherheiten in einer breiteren Öffentlichkeit diskutiert werden, die darin noch immer liegen, somit also erst für außenstehende sichtbar wird, dass Wissenschaft nicht nur Fakten produziert, sondern selbst immer schon viel mit Politik und gesellschaftlichen Stimmungen zu tun hat. Aber auch der Klimawandel selbst übt sozusagen massive Kritik an diesem Denken, denn es ist eben diese Art der technischen Welterklärung, der wir zu lange zu sehr vertrauten, die das Problem erzeugt hat.

Erst durch die Relativierung der Macht des Szientismus und Technizismus wird die notwendige Verständigung über kulturelle Grenzen hinweg möglich, weil das wissenschaftliche Argument zuvor andere Argumente leicht übertönte. Durch diese Relativierung des wissenschaftlichen Wissens als in den vergangenen Dekaden eindeutig dominanten Prinzips der Welterklärung erahnen wir, dass *Kompromisse*, an deren Zustandekommen *alle* Menschen sich unter *fairen Bedingungen* und *mit allen Formen des Argumentes* (z.B. mit moralisch-ethischen Argumentationen) zumindest beteiligen *können*, die einzige Form sind, mit denen sich Einvernehmen über die Probleme dieser Welt erreichen lässt. Es darf und kann nicht länger nur das wissenschaftliche Argument zählen.

In allen Regionen der Welt wird im Zuge der Globalisierung das Wissen der Experten, denen man vertraute, relativ. Das trifft nicht nur das Wissen des Schamanen, das in Konkurrenz gerät mit der Medizin des Okzidents. Eben auch wir hier bei uns entdecken zunehmend, dass unsere eigenen sicher geglaubten Fundamente abhängig sind von einer Kulturgeschichte des Denkens und anderen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Gleichzeitig erleben wir, wie eben diese für sicher gehaltenen Rahmenbedingungen sich als fragil offenbaren – zum Beispiel das deutsche Sozialversicherungssystem – und wie uns die Übersicht verloren geht, wenn die Folgen früherer Handlungen ihre Schatten auf die nächsten Generationen werfen – so der Verlust an Biodiversität, das Ozonloch, oder eben der Klimawandel.

Es geschieht dadurch seit Jahren etwas in unserem Kulturraum, das wir lange Zeit nur im globalen Süden beobachteten: Das grundlegende, für den Aufbau einer

Zivilgesellschaft notwendige Gefühl einer basalen Sicherheit wird erschüttert. Der Prozess der Globalisierung trägt Verunsicherung in die Köpfe der Menschen, *ganz gleich* in welcher Region oder Kultur sie sich befinden. Während und weil die Welt erkennt, dass das Leben unsicher und abhängig ist, entdeckt sie zugleich, dass man gerade deshalb auf anderes und andere angewiesen ist. Angewiesen ist man einerseits auf die Umwelt, andererseits auf die zahlreichen kulturellen Errungenschaften und Problembewältigungsstrategien, die jede Kultur auf ihre Weise entwickelt hat, schließlich und vor allem aber darauf, dass die anderen bereit sind, mit einem gemeinsam einen Weg zur Bewältigung globaler Probleme zu suchen. Das individualisierte Nutzenoptimierungskalkül der liberalen Ökonomie hatte diese Einsichten über Jahrzehnte verdrängt.

Und noch etwas werden wir uns in der Folge der globalen Durchdringung der Perspektiven und dem Verlust eigener Gewissheiten gewahr: Es gibt keine *allgemeingültige* Lösung für die Bewältigung von Katastrophen, wie man noch vor wenigen Jahrzehnten im Westen durchaus meinte. Der „globale Klimawandel“ als Problem, das alle Kulturen dieser Welt auf sehr unterschiedliche Art und Weise betrifft, bricht derartige, aus lokalen, regionalen und nationalen Traditionen entwickelten Denkweisen und Dogmatisierungen auf und sensibilisiert für die Denkweise Anderer. Zunächst wird dies jedoch als zunehmende Unsicherheit erfahren, die Angst macht, denn Tradition und das Gefühl, etwa in der Technologie oder der Ökonomie Waffen gegen alle zukünftigen Gefahren zu besitzen, gibt Halt, dessen es im Leben bedarf. Dieser Halt muss nun anderswo gefunden werden.

Die schlimmste Katastrophe ist der Verlust des Vertrauens in die eigene Zukunft und ohne Vertrauen kein Klimaschutz und keine Katastrophenprävention

Mit Katastrophen verbinden wir heute in unserem Kulturkreis im Alltagsdenken fast intuitiv etwas, das sich in den sog. Entwicklungsländern oder vielleicht auch noch einmal an der Küste der USA abspielt, das aber zumindest immer irgendwie etwas mit einer ungezähmten Natur zu tun hat, die über den hilflosen Menschen hereinbricht. Das verstellt den Blick für die tatsächliche Komplexität von Katastrophen und es blendet den menschlichen Anteil an ihrem Zustandekommen aus. Es führt dazu, dass wir nicht dahin schauen, wo noch viel Schlimmeres droht, etwa wenn ganze Kulturräume ihres Fundamentes beraubt werden, das ihnen ein lebenswürdiges Leben sichert. Ich denke, wir haben unseren Blick gegenüber den im globalen Maßstab so vielfältigen fatalen Folgen menschlicher Handlungen lange Zeit verschlossen. Der Klimawandel könnte dazu führen, dass wir unseren Blick wieder öffnen, weil er uns selbst in das Boot mit hinein Holt, dessen Leckschlag wir lange aus der Ferne beobachten zu können glaubten.

Auch in unserem Kulturkreis macht sich ein Gefühl von Unsicherheit breit. Das Gefühl von Unsicherheit *verunsichert*, ohne Vertrauen sind Freundschaften nicht zu halten noch überlässt man Gelder einer Bank. Ohne Vertrauen plant man nicht über den Tag hinaus, die Zukunft reduziert sich auf das Erreichen des Abends. Die Prävention potentieller zukünftiger Katastrophen wird dadurch ebenso undenkbar wie gemeinsame Anstrengungen, einem möglichen Klimawandel entschlossen entgegenzutreten. Gesellschaften, denen dieses Vertrauen abhanden kommt, erfahren die Katastrophe als einen Dauerzustand, es ließen sich gegenwärtig zahlreiche Beispiele für solche zerrütteten Gesellschaften benennen, denken Sie an Somalia oder den Irak. Es ist die Angst vor dem Verlust eines solchen basalen

Gefühles von Sicherheit, die uns angesichts der Bilder vom Tsunami in Südostasien ebenso ereilt wie bei den Nachrichten rund um den 11. September. Hier wird dieses Sicherheitsgefühl erfahrbar, das im Alltag jeder Handlung unsichtbar zugrunde liegt. Im globalen Maßstab nimmt das Gefühl von Unsicherheit zu, weil sich die *lokalen* Sicherheiten relativieren. Dieser Unsicherheit sehen sich alle Gesellschaften weltweit gegenüber, neu daran ist, dass auch *wir* hier diese Unsicherheit *zunehmend* empfinden. Dieser Prozess *vereint*, vor dem Hintergrund allgemeiner Unsicherheit begegnen sich die Menschen als Gleiche. Doch ohne ein basales Sicherheitsempfinden greifen sie zu Fundamentalismen, immer verzweifelter und immer größere Gefahren in Kauf nehmend versuchen sie, sich ihren Lebensunterhalt zu sichern, sie greifen zur Gewalt oder sie erstarren vor Angst. Sie schädigen ihre eigene Umwelt, weil sie darin gegenüber den unmittelbaren Problemen des Alltags das kleinere Übel sehen.

Die Ziele der Milleniumerklärung von Johannesburg lassen sich nicht erreichen, wenn die Menschen weltweit immer weniger Vertrauen in die zukünftige Entwicklung haben. Die bisherigen Versuche, diese Entwicklung über natur- und ingenieurwissenschaftliches Wissen und die Kräfte des Marktes zu gestalten, erweisen sich im Angesicht des Klimawandels als unzureichend. Es braucht vielmehr aktive, sich ihrer individuelle Zukunft gestalten wollende Menschen weltweit. Es ist ein zentrales Ergebnis der sozialwissenschaftlichen Katastrophenforschung, dass es die *betreffenen* Menschen *selbst* sind, die sich *vorbeugend* Gedanken über ihren eigenen Schutz machen müssen und lange bevor der internationale Hilfsapparat anläuft, sind es die betroffenen Menschen *selbst*, die für die schnelle Wiederherstellung einer basalen Ordnung sorgen. *Die Bedingung für diese Aktivität ist das Vertrauen in die Gesellschaft* und diese lässt sich in der Weltgesellschaft nur noch auf einem einzigen Weg herstellen: Durch die Bereitschaft zum *fairen* Meinungs Austausch, durch die *faire* Gestaltung von politischen Aushandlungsprozessen.

Dazu ist jedoch zunächst eines anzuerkennen: Die Menschen in den verschiedenen Kulturkreisen spüren sehr wohl, ob ein Verhandlungsprozess fair verläuft, oder nicht. Sie ertragen viele Enttäuschungen, doch letztlich bahnen sich diese Enttäuschungen einen Weg des Protests, wobei dieser sehr destruktiv sein kann. Es ist wichtig, anzuerkennen, dass es um eine *gefühlte* Legitimität geht. Dagegen ist die Frage, ob der Verhandlungsprozess nach juristischen Kriterien ordentlich geführt wurde, für diesen Zusammenhang kaum von Belang.

Woher kommt die Verunsicherung und welche Rolle spielt dabei der Klimawandel?

Seit den jüngsten Berichten des Intergovernmental Panels on Climate Change (IPCC) wird zumindest in der öffentlichen Diskussion in Deutschland kaum mehr bezweifelt, dass der Klimawandel bereits eingetreten oder aber unabwendbar und nur mehr das Ausmaß und die Auswirkungen durch entschlossenes Handeln reduziert und bewältigt werden können. Doch täuscht dieser Eindruck: Nicht nur im globalen Maßstab, also bei der Befragung von Menschen aus verschiedenen Kulturkreisen, auch hierzulande gehen die Meinungen über den Klimawandel *nach wie vor* auseinander. Dies reicht in der Wissenschaft von den „Klimaskeptikern“, die entweder die Existenz eines Klimawandels grundsätzlich oder aber zumindest einen Zusammenhang mit menschlichen Einflüssen bestreiten bis hin zu den „harten“

Klimathesenverfechtern, die anhand von mathematischen Modellen und Computersimulationen klare kausale Zusammenhänge zwischen Menschlichem Handeln, der Zunahme von Klimagasemissionen und einer Veränderung des weltweiten Klimas mit sehr unterschiedlichen, aber, wie sie behaupten, *modellierbaren* lokalen Auswirkungen belegen. Unter den sog. Laien gehen die Positionen ebenso weit auseinander. Während die einen im Klimawandel eine massenmedial inszenierte Hysterie sehen, sorgen sich die anderen nicht nur um die Zukunft ihrer Kinder und Enkel, sondern um ihre *eigene* Gesundheit.

Jede dieser Positionen benennt in einer öffentlich geführten Diskussion mehr oder weniger gute Argumente, doch es gibt in diesen Zeiten keinen Schiedsrichter mehr, der darüber entscheidet, wessen Argumente die besseren sind. Es reicht nicht mehr, sich auf göttliche Kräfte oder auf naturwissenschaftliche Expertise zu berufen, beide ehemaligen zentralen Entscheidungsinstanzen haben ihre eindeutige Definitionsmacht in der Durchdringung der unterschiedlichsten Kulturen eingebüßt. Der Klimawandel hat es dennoch bei aller Meinungsvielfalt ganz hoch auf die internationale Verhandlungsagenda geschafft. Einerseits zeigt sich darin, dass das wissenschaftliche Wissen weiterhin eine zentrale Rolle spielt und ein besonderes Gewicht im Chor der Stimmen hat. Doch reicht dieses allein nicht (mehr) aus, ein Thema wie den globalen Klimawandel politisch so bedeutsam werden zu lassen. Nicht nur, weil er *wissenschaftlich* objektiv und eindeutig *bewiesen* ist, hat der globale Klimawandel diese Aufmerksamkeit erreicht. Vielmehr sind sich aus den unterschiedlichsten Motivationen heraus zunehmend mehr Akteure so weit *einig*, dass der Klimawandel ein Problem ist, mit dem man sich auseinandersetzen muss. Es setzt sich zunehmend die Position durch, dass die Weltgesellschaft unabhängig von den Streitigkeiten zum einen alles tun muss, um die Bedingungen zu verändern, die dem *potentiellen* Klimawandel zugrunde liegen und man sich zugleich auch auf nur *möglicherweise* katastrophale Folgen einer Klimaänderung einstellen muss. Die Weltgesellschaft kann es sich im wahrsten Sinne des Wortes nicht leisten, es einfach darauf ankommen zu lassen, und dies nicht nur finanziell: eine solche Einstellung würde dem humanistischen Denken des westlichen Zivilisationsprozesses ebenso zuwiderlaufen wie dem buddhistischen Prinzip der Achtsamkeit. Die Weltgesellschaft würde ihre Legitimität einbüßen und dies hätte *sicher* katastrophale Folgen.

Wie stellen wir uns auf das Ungewisse ein? Wir müssen die politischen Kompetenzen stärken und der Meinungsverschiedenheit *mehr* Raum geben

Wie aber stellt man sich auf etwas höchst Unsicheres ein, von dem man noch immer kaum konkrete Vorstellungen hat, wo vielmehr die Meinungen sich häufig widersprechen und die verschiedenen Akteure mit konfligierenden Interessen arbeiten? Das hohe Maß an Ungewissheit und Unsicherheit, mit dem man es beim Klimawandel zu tun hat, erfordert mehr als bspw. die im „Hyogo Framework for Action“² definierten Maßnahmen zur Reduktion von Katastrophen und deren Schäden. Wie soll der Klimawandel bspw. in ein Schulkurriculum integriert werden, wenn die lokale Bevölkerung in den verschiedensten Weltregionen das Problem so unterschiedlich deutet und bewertet, gemäß dem Fall, sie sieht überhaupt ein Problem und angesichts anderer existentiellerer Probleme einen lohnenden Grund, sich dessen anzunehmen und dafür Energie von anderen Tätigkeiten abzuziehen? Und wie sollen lokale Katastrophenschutzstrukturen gestärkt werden, wenn man

² Vgl. http://www.icsu-asia-pacific.org/resource_centre/ISDR_Hyogo-framework-for-action_HFA.pdf [12.10.2007]

praktisch nichts darüber weiß, wie die lokale Bevölkerung sich immer schon gegen die größten Gefahren geschützt hat und man außerdem überhaupt noch nicht absehen kann, welche Gefahren auf eine Region zukommen?

Der Klimawandel steht meines Erachtens symbolisch für die Notwendigkeit einer Neuorientierung angesichts der *zukünftigen* Katastrophengefahren, denen sich Gesellschaften langfristig gegenübersehen werden. Das, was den Klimawandel gegenüber den sozusagen „klassischen“ Katastrophenrisiken auszeichnet, ist, dass die Bedingungen, die ihm zugrunde liegen, *so offensichtlich* zumindest *auch* im *Sozialen* zu suchen sind, über das wir, was andere Kulturen betrifft, so ungeheuer wenig wissen³. Dass die Bedingungen im Sozialen liegen heißt, dass sich das Problem nicht mehr aus dem Raum des Politischen exkludieren lässt, indem man es etwa einer zerstörerischen Natur zuschreibt.

Wenn aber das Soziale als Ursachenraum in Betracht gezogen werden muss, dann ist die Komplexität der Problematik sofort ungleich höher, denn nun gibt es neben den „sachlichen“, also gemäß den Natur- und Ingenieurwissenschaften definierten Problemlagen noch die Unmenge verschiedener Meinungen und Bewertungen, die ebenfalls in die Ursachensuche mit einbezogen werden müssen, ja die die naturwissenschaftliche Expertise relativieren. Der Klimawandel ist insofern *kein* naturwissenschaftliches, auch *kein* technologisches, sondern in erster Linie ein *politisches* Problem, ein Problem *des Handelns*, das neue Anforderungen an *alle* gesellschaftlichen Teilbereiche und ihre Akteure stellt, was die Natur- und Ingenieurwissenschaften ebenso einschließt wie die Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. In erster Linie geht es deshalb gerade angesichts einer so drängenden Problemstellung wie dem Klimawandel um *Verhandlungen*, um *Aushandlungsprozesse*, die zu gestalten sind. Es bleibt nicht mehr viel Zeit, alle an einen Tisch zu bringen. Dies aber kann nicht nachhaltig gelingen, wenn wir zur Beschleunigung dieses Prozesses den Raum für faire Aushandlungsprozesse noch immer weiter einengen. Die Bedeutung von Aushandlungsprozessen, also von Politik, gewinnt an Bedeutung, weil zentrale Argumente in der Diskussion um den Klimawandel, dessen Ursachen und dessen Folgen, *nicht* mehr von dazu eindeutig bestimmten Fachexperten oder legitimierten Politikern durch Rekurs auf vermeintlich naturgegebene oder sonst wie höhergestellte Prinzipien wie Sachzwänge aus den Diskussionen ausgeklammert werden können. Die Bedeutung von Aushandlungsprozessen, letztlich des Politischen also, nimmt wieder zu, weil die *vielfältigen Dimensionen* der Probleme, mit denen sich die Gesellschaften des 21. Jh. konfrontiert sehen, *keine einfachen „Top-Down-“ Lösungen mehr zulassen*, sie vielmehr die bisherigen Bewältigungsformen zunehmend in Frage stellen. Die Bedeutung des Politischen nimmt auch deshalb wieder zu, weil man entdeckt, dass es letztlich doch wieder auf die Handlung jedes Einzelnen ankommt, sich der Einzelne aber nur dann umweltgerecht verhält, wenn er sich als Teil eines Kollektivs begreift, das dieselben Ziele verfolgt.

Katastrophenprävention und Katastrophenbewältigung müssen vor diesem Hintergrund als Aufgaben gesehen werden, die weit tiefer anzusetzen sind als bei der Installation von Tsunami-Frühwarnsystemen oder der Erforschung unterschiedlicher Wahrnehmungen von Hochwasserrisiken, auch muss die Diskussion um den Klimawandel viel grundsätzlicher ansetzen als bei der Förderung von Agrartreibstoffen oder den sog. Joint Implementation Projekten. Ich will hier nicht

³ Und dies muss selbst der Klimaskeptiker bejahen, denn auch wenn es den Klimawandel *naturwissenschaftlich* nicht gäbe, so ist die gesellschaftliche Diskussion um ihn doch definitiv existent.

missverstanden werden: All dies ist sehr wichtig. Die Bedingungen aber, die dem Klimawandel oder der Zunahme an Katastrophen und Katastrophenschäden zugrunde liegen, sind woanders zu suchen, nämlich in der Art und Weise, wie sich jeder einzelne Mensch oder jeder „Akteur“ zu seiner Umwelt verhält und dies hat etwas damit zu tun, mit welcher Grundeinstellung er an sie herantritt.

Von der zweifach verlorenen Sicherheit – Ein Rückblick

Die Umweltkrise, die seit nunmehr etwa dreißig Jahren diskutiert wird, aber auch die Erfahrung der Unbeherrschbarkeit von Großtechnologien hatten zur Folge, dass das Gefühl von Unsicherheit weit in den Alltag eindrang, das Vertrauen in Personen und Institutionen zunehmend schwindet. Man weiß nicht mehr, wem man die Garantie der eigenen Sicherheit noch zutrauen kann: weder Naturwissenschaftler, noch Technologieprofeten oder Parteipolitiker liefern zufrieden stellende Argumente. Ihre Legitimität ist bereits in hohem Maße geschwunden. Legitimität bildet aber das Fundament jeglicher Form von Katastrophenprävention.

Freilich, bei uns hier in Deutschland stehen wir noch recht am Anfang dieses Prozesses, dennoch ahnen wir bereits, welche Gefahr darin steckt. Wenn die Gefahr besteht, dass Unsicherheit zur Grundeinstellung wird, dann ist dies ein Problem, dem sich die Katastrophenforschung stellen muss. Keine Gesellschaft kann funktionieren, ohne ein grundlegendes Vertrauen der Bürgerinnen in die gesellschaftlichen Institutionen. Unsicherheit bedeutet Angst, und Misstrauen, sie erstickt Handlungsmotivationen und blockiert schließlich eine grundlegende Vorsorge für das eigene Dasein. Ohne ein grundlegendes Vertrauen in die gesellschaftlichen Institutionen ist es nicht möglich, Menschen zur Versicherung ihres Lebens und ihrer Güter zu bewegen, noch folgt man auch bei der fünfzigsten Fehlwarnung noch den Anweisungen der Behörden. So bedarf jede Katastrophenschutzmaßnahme eines Vertrauensfundamentes, ohne das sie nicht funktionieren, ja ohne das sie sogar kontraproduktiv wirken kann. Dieses fundamentale Vertrauen ist in unserem Kulturkreis tief verankert, so dass wir uns lange nicht mehr viele Gedanken darum machten, obwohl es ein Produkt der Geschichte ist und alles andere als natürlich oder voraussetzungslos. Das Gefühl einer basalen Sicherheit und von Vertrauen muss gesellschaftlich *immer wieder aufs Neue* hergestellt werden.

Eine Art, dieses fundamentale Gefühl von Sicherheit herzustellen, liegt in der Einbindung göttlicher, also transzendenter Kräfte, die sich dem menschlichen Einfluss zumindest teilweise entziehen. Ich will hier nicht so sehr ins Detail gehen, doch von Bedeutung ist, dass diese Verquickung von Göttern und Menschenwerk einerseits zur Folge hatte, dass die Handlungen jedes einzelnen Menschen in jedem Moment einer höheren Kontrolle unterlagen. Alles, was man tat, hatte Auswirkungen und zwar nicht nur direkte, sondern eben auch indirekte, die auf verschlungenen Wegen zur Strafe für Handlungsverfehlungen werden konnten. Entscheidend war, ob man in der Summe ein „gutes“ Leben führt, und was das heißt, das war das Ergebnis gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse. Gleichzeitig aber gab der Bezug auf transzendente Kräfte ein fundamentales Gefühl von Sicherheit, denn wer sich dem vermeintlichen Urteil diesen Kräfte gemäß positiv verhielt, dem konnte auch der Tod nichts mehr anhaben.

Diese Art des Denkens ist uns in den Ländern des Nordens seit einigen Jahrhunderten ziemlich fremd geworden und auch in den südlichen Regionen ist es längst nicht mehr so mächtig, wie noch vor einigen Jahrzehnten. Mit Namen wie Galileo Galilei und René Descartes verbinden wir die Anfänge jenes komplexen

Prozesses, den wir mit dem vereinfachenden Begriff Moderne umschreiben. Es ist ein wesentliches Kennzeichen der Moderne und zugleich eine Bedingung für die Globalisierungsdynamik, dass wir nach und nach gelernt haben, uns der Welt *direkt* und eben nicht mehr vermittelt über die Götter oder auch nur mehr über einen einzigen Gott zuzuwenden. Damit dies möglich wurde, mussten jedoch zunächst die Angst und die Ungewissheit auf eine andere Art und Weise bewältigt werden!

Hier tritt die moderne Wissenschaft ihren Siegeszug an, denn sie tritt an die Stelle der Götter. Mit ihrer Hilfe ließ sich die menschliche Umwelt scheinbar zunehmend verstehen und darauf aufbauend auch kontrollieren. Doch war dieses Denken, an dem sich auch die Politik und die Ökonomie zunehmend orientierten, auf einen kurzen zeitlichen und räumlichen Horizont ausgerichtet, es vermochte nicht die längerfristigen, hochgradig komplexen Effekte wie bspw. den Klimawandel in die Kalkulationen von Risiken einzubeziehen. Man kann eben nur berechnen, wovon man schon eine Vorstellung hat! Dieses logische Problem, immer nur das kalkulieren zu können, wovon man schon irgendetwas weiß, hielt die Industrialisierung jedoch nicht davon ab, so zu handeln, *als ob man schon von allem irgendetwas wüsste*. Der Klimawandel zeigt uns, dass dieses Denken fatal ist, dass aus der Summe derart begründeter Entscheidungen nämlich katastrophale Folgen resultieren können. Seit den achtziger Jahren haben die ungewollten Folgen menschlicher Handlungen solche Ausmaße angenommen, dass sie die in nationalstaatlichen Grenzen denkenden politischen Entscheidungsträger ständig an ihre eigenen Grenzen und darüber hinaus führen. Dies führt sukzessive zur Erosion der Legitimität der politischen Entscheidungsträger und die Glaubwürdigkeit der Sicherheits- und Kontrollversprechen der wissenschaftlichen Experten und der Wohlstandsversprechen von Vertretern einer mehr oder weniger unregulierten Marktwirtschaft schwinden. Damit erodiert das Grundvertrauen und Gesellschaften werden insgesamt anfälliger für Katastrophen jeglicher Art. *Das Vertrauen muss nun auf eine andere Art und Weise erzeugt werden.*

Fazit: Der Klimawandel ist eine langfristige Aufgabe, die sich nur durch die Gestaltung global gerechterer Verhältnisse bewältigen lässt.

Den Klimawandel hat keiner je gewollt, und dennoch ist er das Resultat gesellschaftlicher Handlungen. Der Klimawandel steht in einer langen Reihe von Problemen, von denen sich lange schon nicht mehr behaupten lässt, dass ihre Ursachen irgendwo dort draußen in der wilden Natur zu suchen wären oder dass sie sich mit „Zukunftstechnologie“ sicher würden schadlos bewältigen lassen. Vielmehr zeigt sich hier nur umso deutlicher, dass die schlimmsten Katastrophen ursächlich oder zumindest deren Auswirkungen auf gesellschaftliche Bedingungen, letztlich auf schlecht- oder ungelöste Organisationsprobleme zurückzuführen sind. Ob der weltweite Hunger, die hohe Opferzahl beim Tsunami in Südostasien oder beim Erdbeben in Pakistan, die vielen und dennoch von den Medien kaum bemerkten Opfer, die der Monsun in Südindien immer wieder fordert oder die ebenfalls kaum massenmedial erfassten Opfer der jüngsten, sich erst allmählich entwickelnden Überschwemmungs- und späteren Hungerkatastrophe in siebzehn Ländern Afrikas – das Ausmaß dieser Katastrophen hat in allen diesen Fällen seine Ursache primär in dem Netz an Beziehungen, Interessen, Konflikten, letztlich in Kapital- und Machtverhältnissen und politischem Handlungswillen. Zwei Jahre nach dem Tsunami wurden von den zugesagten 6,7 Mrd. US-Dollar an Spendengeldern gerade einmal

gut die Hälfte der Mittel eingelöst.⁴ Im Indonesischen Aceh reduziert sich nach meiner Schätzung der Wert der tatsächlich ausgezahlten Gelder nach Abzug der Korruptionsdividende und den vervielfachten Preisen für Baumaterialien und Mieten und nach einer realistischen Berechnung des Wertes des (illegal) bis um zwei Drittel gestreckten Betons noch einmal um zwei Drittel. So muss klar sein, dass auch hier in erster Linie soziale bzw. organisatorische Faktoren den nachhaltigen Wiederaufbau negativ beeinträchtigen oder gar zunichte machen. Und dass bei jeder Erdbebenkatastrophe weit überdurchschnittlich viele Kinder und Frauen ihr Leben lassen, wie anders sollte dies erklärt werden als durch soziale Ungleichheit, die nicht bestehen müsste, wäre die globale Weltordnung eine andere?

Die meisten oder zumindest die größten gegenwärtigen Probleme bei der Katastrophenbewältigung, aber auch die Katastrophengefahren selbst, gehen von menschlichen Handlungen aus und letztlich sind sie Organisationsprobleme. Hier muss meines Erachtens der Schwerpunkt liegen, wenn nach angemessenen Formen der Katastrophenbewältigung gesucht wird. Dabei ist einerseits eine *weitaus umfangreichere Auseinandersetzung mit den jeweiligen lokalen Bedingungen* und andererseits mit den *tatsächlichen Handlungen der Akteure* erforderlich. Wir wissen praktisch nichts darüber, wie andere Kulturen das fundamentale Organisationsproblem lösen und tendieren daher dazu, andere Lösungen entweder nicht zu sehen oder sie gering zu schätzen, sie gegenüber unseren hochtechnologischen Formen abzuwerten. Und wir entwickeln ständig neue Konzepte und Ideenpapiere, wie die Gestaltung von weniger katastrophenanfälligen und ökologisch nachhaltigen Gesellschaften aussehen sollte. Wir untersuchen dagegen kaum, was von den Konzepten und Ideen in der Praxis tatsächlich ankommt, wie sie dort umgesetzt werden (z.B. „Gender“, „Livelihood“ oder „Resilienz“). Hierin liegen zwei wichtige Forschungsaufgaben.

Noch wichtiger aber ist, dass der Trend zu immer mehr und immer schadensmächtigeren Katastrophen im globalen Maßstab gesehen werden muss. Die größten Probleme und letztlich Katastrophen der nächsten Jahrzehnte werden aus den erodierenden oder unter Anpassungsdruck geratenden sozialen Ordnungen resultieren, weil diese die Grundlage aller gesellschaftlichen Widerstandkräfte sind, die Gesellschaften also weniger anfällig machen für Katastrophen. Unter den sich wandelnden Umständen muss im globalen Maßstab das zentrale Organisationsproblem neu gelöst werden, wie sich weltweit ein basales Sicherheitsempfinden erzeugen lässt, das das gemeinsame und menschenwürdige Leben von bald über 7 Mrd. Menschen auf einem enger werdenden Planeten erst ermöglicht, von denen im nächsten Jahr über die Hälfte in Städten, also auf engem Raum nebeneinander wohnen werden.

Das Großexperiment, mit dem in den vergangenen vier Jahrhunderten Sicherheit erzeugt wurde, geht seinem Ende zu. Es hat einem großen Teil der Menschheit großen Reichtum beschert und einem noch größeren ein Leben in Armut. Es hat den Klimawandel und eine Reihe weiterer, gegenwärtig in Vergessenheit geratener ökologischer Krisenerscheinungen (wie bspw. die Überfischung der Meere, den dramatischen Verlust an Artenvielfalt, die toxische Belastung der Atemluft, das Ozonloch, dessen Gefahr alles andere als gebannt ist usw.) hervorgebracht, mit dem die kommenden Generationen schon heute belastet sind. Der vormoderne Weg, durch die Einbindung göttlicher Kräfte Sicherheit in einer unkontrollierbaren Umwelt zu erlangen, bietet keine realistische Alternative. Sicherheit kann nur durch die

⁴ Vgl. Hamburger Abendblatt, 21. Dezember 2006.

Bereitschaft wiedererlangt werden, seine eigene Meinung als eine unter anderen zu akzeptieren, mit denen gemeinsam um die beste aller Welten gerungen werden muss. Der beste Schutz gegen Katastrophen, die den größten Erfolg versprechende Strategie gegen den Klimawandel liegt in der Stärkung wirklich demokratischer und fairer Aushandlungsprozesse, in welche sich die Bevölkerung über neue und ausgeweitete Beteiligungsverfahren einbringt, in der sie Ihre Vorstellung von einem „guten Leben“ einbringen kann, in der Stärkung des Politischen also. Hierin sehe ich die zentrale Aufgabe für die Vereinten Nationen.

Es klingt nur paradox: Gerade weil die Zeit immer knapper wird, gerade weil die Gefahr so groß ist, ist Ruhe und Gelassenheit geboten und eine nachhaltige Strategie. Diese schließt technische Maßnahmen keinesfalls aus, sie macht sie aber erst sinnvoll.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.